

BAND I



Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der deutschen Nationalbiografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN Print: 978-3989422704

Texte: ©2024 Angelina Gabriel
Lektorat & Korrektorat: Anke Unger
Coverdesign: Jannatul Nisa
Buchsatz: Falkenfederdesign
Grafiken: Adobe Stock und Shutterstock

Verlegerin: Angelina Gabriel,
c/o Fakriro GbR / Impressumsservice
Bodenfeldstr. 9
91438 BadWindsheim

Bestellung und Vertrieb: Nova MD GmbH, Vachendorf
Druck: PRINT GROUP Sp. z o.o., Polen

DAIRI

DAS ERWACHEN

Für alle, die nach den Sternen greifen

PROLOG

Nahe dem Tayukigebirge, Bezirk Yunari

Zitternd lief ich durch die Wälder, die von dem Geschrei eines Kindes gefüllt waren, eines Säuglings, meines Erachtens gerade mal einige Tage alt. Einsam, ohne Eltern oder Verwandtschaft, entstanden durch Licht, lag es dort auf dem kalten Stein, wo sich einst das dritte der großen Reiche erstreckte.

Nicht einmal Ruinen aus jener alten Zeit waren übriggeblieben, rein gar nichts deutete mehr auf die Existenz des einst gigantischen Reiches hin. Es war, als hätte es nie existiert. Als wäre es nie in diesen Urzeiten einer der wichtigsten Bestandteile unserer heutigen Welt gewesen.

Leise seufzte ich, mein schwarzes Haar war bereits damals von grauen Strähnen durchzogen und meine Augen umrandet von dunklen Augenringen. In meiner Hand befand sich ein Dolch, den ich fest

umklammerte. Ein Dolch, mit dem ich plante, etwas Unverzeihliches zu tun. Etwas, auf das keiner ein Recht hat. Doch dachte ich damals, es zu haben.

Mit der silbernen, tödlichen Klinge in der Hand näherte ich mich dem Kind. Es lag auf einem Siegel, gemeißelt aus Stein, das sich unbarmherzig in seine zarte Haut bohrte. Dem einzigen Überbleibsel, welches auf das gigantische Reich hindeutete. Gewickelt war es in ein Seidentuch aus puren, dünnen Silberfäden.

Das Haar des Kindes war vollkommen durchnässt von dem kalten Regen, genauso wie mein eigenes.

Ich hatte eine dunkle Kapuze über mein Haupt gespannt. Sollten die Mönche kommen, würden sie mich so nicht erkennen.

Entschlossen es zu tun, entschlossen diesem Kind mit dem Dolch in meiner Hand das Leben zu nehmen, trat ich näher und betrachtete es. Laut schrie und weinte das Kind, ein ohrenbetäubendes Geräusch, das ein dumpfes, fast schon leeres Gefühl in meinem Inneren hinterließ, während meine Kehle sich zusammenschnürte. Es *musste* getan werden!

Für einen kurzen Moment stand die Welt still. Das Einzige, was ich fühlte, waren der kalte Wind und der kühle Regen, der sanft auf mein Gesicht tropfte, meine Ohren bis zum Bersten überfüllt mit dem Geschrei des Kindes und dem Geruch eines in der Luft liegenden Gewitters in der Nase.

Für einen Moment betrachtete ich das kleine Wesen, die dunklen, schwarzen Haare, die sich bereits ungewöhnlich lang bis zu seinen Schultern ringelten, die helle Haut, der zu einem Schrei aufgerissene Mund, die geschlossenen Augen sowie die winzigen Händchen und Beinchen. Unkontrolliert begannen meine Hände zu zittern, als ich nun widerwillig den

Dolch auf das Baby richtete. Direkt auf das kleine, heftig pochende Herz.

Ich weiß noch, dass in jener Sekunde hunderte Fragen meinen Kopf fast zum Bersten brachten.

War es richtig, eine Waffe gegen ein wehrloses Kind zu richten? Wäre es falsch, es am Leben zu lassen und so zu riskieren, dass die Prophezeiung sich erfüllen würde? Wogen hunderte Leben nicht hundertmal mehr als das dieses einen Kindes?

Aber: Wenn es gar nicht Azumi war? Wenn es doch nur ein gewöhnliches Kind war, wie jedes andere? Würde ich dann ein unschuldiges Lebewesen töten, das ein normales Leben hätte führen können?

Mein Puls begann zu rasen und wie aus dem Nichts erhitzte sich meine Stirn. Schweißtropfen rannen von meinen Schläfen über die Wangen herunter, als ich mit meiner freien Hand sanft über die Wange des Kindes strich.

Als hätte es meine Berührung gespürt, wurde das kleine Mädchen ruhiger, ihr Schreien verlor den Unterton der Verzweiflung, ehe es langsam verstummte. Dicke Regentropfen plätscherten auf das Kind nieder. Es wand sich und versuchte mit seinen kleinen Händen vergeblich, sich zu wärmen.

Schon seit Tagen lag dieses Neugeborene auf dem steinernen Siegel, Wind und Regen ausgesetzt und ohne Nahrung zu erhalten, um die es so herzerreißend und doch vergebens bettelte.

Schon seit Tagen trotzte ihr kleiner Körper einer ihr feindlich gesonnenen Umgebung und doch war das Einzige, was ich ihr ansah, die von Tränen geschwollenen Augen.

Unter solchen Bedingungen wäre jedes andere ungeschützte Baby bereits tot.

Nicht aber sie, und ich kannte die Gründe genau.

Als ich sie näher betrachtete und noch einmal zart

über ihre Wange strich. Da schien es mir, als würde sie lächeln. Zum ersten Mal öffnete sie die Augen – und versetzte mich in Erstaunen. Eine blaue Iris. Kein gewöhnliches Blau, es war ein Farbton, der bei keinem einzigen normalen Kind vorkommen dürfte. Saphirblau, an einigen Stellen so türkis wie der Ozean, mit einigen weißen, durchgezogenen Schlieren.

In den verschiedensten Türkis- und Blautönen leuchteten sie mich an, noch immer feucht von den Tränen, die sie vergossen hatte.

Für einen Moment setzte mein Atem aus, beeindruckt von der Schönheit dieser Augen, doch gleichzeitig schockiert darüber, dass dieses Kind zum Untergang dieser Welt beitragen könnte, sollte es in die falschen Hände geraten.

Unsicher betrachtete ich das Mädchen, ihre feinen Gesichtszüge, die herrlichen Augen, die weiße Haut, das dunkle Haar. Ohne Zweifel schien sie mir das exakte Abbild Azumis.

Wenn ich das Kind tötete, würde ich die Katastrophe verhindern.

Noch immer hielt ich meinen Dolch an das pochende Herz des Kindes, während ich betrachtete, wie sein Brustkorb sich langsam hob und sank. Ein friedlicher Anblick. Ich konnte nicht anders als zu lächeln.

Doch verblasste mein Lächeln sofort, als ich mich erneut der grausamen Realität stellte. Obwohl ich mir so sicher war, das Leben dieses Kindes beenden zu müssen, zögerte ich.

Wieso?, fragte ich mich. Was, wenn ich dem Kind ein Leben ohne all das ermöglichen könnte? Wenn ich sie zu anständigen Menschen bringen könnte, die sich um sie kümmerten? Würde man sie dort finden? Würde sie trotzdem in die falschen Hände geraten?

Die Prophezeiung musste gestoppt werden, ohne Zweifel. Und doch hatte ich die Hoffnung, diesem kleinen Wesen nichts antun zu müssen. Vielleicht wäre sie ganz anders als Azumi oder Asashi. Was, wenn sie sich so entwickeln würde wie die anderen ihres Amtes? Friedlich und meilenweit entfernt von der Dunkelheit?

Ich fragte mich, ob ich mein Vertrauen in dieses kleine Mädchen setzen durfte. Denn tief in meinem Inneren wusste ich, dass ich die Prophezeiung selbst mit dem Tod dieses Mädchens nicht verhindern könnte. Letzten Endes musste diese so oder so eintreffen, oder?

Vorsichtig legte ich den Dolch zur Seite, direkt neben das Kind, das mich nun etwas verwirrt betrachtete.

Sie würde nicht werden wie Azumi. Niemals. Denn, obwohl ich das Kind zum ersten Mal in meinem Leben sah, überzeugte mich etwas an ihr. Das Herz dieses Mädchens leuchtete so hell, obwohl ihr vorherbestimmtes Schicksal so dunkel erschien. Wie konnte ein solches Kind eine solche Helligkeit, ein solches Licht ausstrahlen? Bis zum Ende meines Lebens, bis zu meinem letzten Atemzug, wollte mir die Antwort einfach nicht einfallen.

Vorsichtig hob ich sie nun vom eiskalten Stein und wog sie behutsam in meinem Arm, wobei ich sie ordentlich in das feine Silbertuch einhüllte. Sie hatte genug Zeit in der Kälte verbracht, nun wurde es Zeit, sie in die Wärme zu bringen.

Ich musste einen Ort für sie finden, an dem sie sicher war und an dem sie nicht gefunden werden würde, ehe ihre Kräfte beginnen würden sich zu entwickeln. Ich wollte dem Mädchen ein Leben ermöglichen.

Sacht strich ich der Kleinen, welche nun mit

einem zufriedenen Lächeln eingeschlafen war, eine klitschnasse Strähne aus dem Gesicht.

An diesem kalten Tag begriff ich etwas.

Dies würde eine neue Ära einleiten. Die Zukunft, von der man sagt, sie würde die Vergangenheit ändern.

Mein Kopf füllte sich mit Fragen, Sorgen und Angst, während ich das unschuldige Kind sanft in meinen Armen wog, mitten im Regen, an einem längst verlassenen Ort, den kaum einer noch kannte. Minutenlang stand ich einfach nur dort, ehe ich mich aufmachte, um dem kleinen Kind ein Zuhause zu suchen. Einen Ort, an dem niemand etwas über das Kind und sein grauenhaftes Schicksal wissen konnte, ein Ort, an dem sie ein normales Leben führen könnte. Fürs Erste zumindest.

Ein Waisenhaus war wohl der einzige geeignete Ort, an den ich sie bringen konnte, eines, deren Besitzerin ich schon seit langer Zeit kannte. Denn wusste sie weder über die Prophezeiung, noch über das Mädchen oder mich selbst Bescheid.

Ich hoffte, dass dies kein Fehler war, dass ich mein Vertrauen, nein, meine Seele in dieses Mädchen und meinen Nachfolger stecken könnte. Vielleicht werden sie alles verhindern können? Vielleicht werden sie den Tod in die Schranken weisen und den Frieden der vier Mächte wiederherstellen? Vielleicht können sie der Prophezeiung standhalten, in einer letzten Schlacht, Seite an Seite gegen das einzig wahre Böse kämpfen und es somit auf ewig aufhalten.

Es war ein zu schöner Gedanke, um wahr sein zu können, und doch hoffte ich mit meinem ganzen Herzen, dass ich den Kindern diese Aufgabe auferlegen könnte, so schwer sie auch sein mag.

Unsanft prasselte der Regen auf meinen Körper, während ich das Baby stärker an mich drückte, um es

vor der Kälte zu bewahren. Plötzlich fiel mir ein, dass das Mädchen noch gar keinen Namen hatte.

Kurz dachte ich nach, ehe mir ein geeigneter einfiel, den ich einst vor langer Zeit in einem Buch gelesen habe. »Miyu«, sagte ich schließlich mehr zu mir selbst als zu dem schlafenden Kind in meinen Armen.

In dem Buch stellte Miyu eine Kriegerin dar, die für Unabhängigkeit und Freiheit in ihrem Land kämpfte. Ihr starker Wille für Gerechtigkeit sowie ihr Mut und ihre fröhliche, doch gleichzeitig ernste und entschlossene Art, hatte mich immer fasziniert.

Obwohl ich so entschlossen an diesen Ort kam, um einem kleinen Kind das Leben zu nehmen und somit die Prophezeiung zu verhindern, endete ich nun mit ihr zusammen im Arm auf dem Weg, um ihr ein Zuhause zu suchen. Ich konnte nicht anders, als zu lachen über diese Laune des Schicksals. Es überraschte einen immer wieder mit den unterschiedlichsten Ereignissen oder Gedankenumschwüngen, faszinierend.

Erneut betrachtete ich die weichen Gesichtszüge des Mädchens, während wir zusammen durch den dunklen Wald liefen, der Himmel bedeckt von dicken, grauen Wolken.

Sie war Azumi. Sie war es eindeutig, ich konnte es nicht leugnen und doch ließ ich sie am Leben.

Ich brachte sie in ein Waisenhaus, in einem kleinen Dorf des Reiches Yunari.

Meine jadegrünen Augen glänzten die ihren mit einem Funken von Hoffnung an, ehe ich das Kind der Heimleiterin übergab, hoffend, dass die Prophezeiung nie eintreffen würde, auch wenn das ein bloßes Wunschdenken war und somit nahezu unmöglich.

Gedicht des Notizbuches Dairi.

*Wie lange schon such' ich mein Licht?
Doch jeder Weg unter mir zerbricht.
Die Perle, meilenweit entfernt, ohne jegliche Spur
zu ihr,
So tauch ich hinab in das ewige Meer.
Ein Meer, entstanden aus Finsternis,
Wo Liebe, wo Leben, durch Finger rinnt.
Wo nicht ein einziger Lichtstrahl durchdringt
und die Perle tiefer und tiefer versinkt.
Gefangen bin ich im ewigen Leer,
Die Welt über mir so dunkel, so schwer.
Und ohne Licht und ohne die Perle,
glaube ich mit der Zeit zu sterben.*

KAPITEL I

MIYU



In einem kleinen Dorf in Yunari, 16 Jahre später.

Mit voller Wucht prallt der durchnässte Schwamm auf dem langen Holztisch der Speisehalle auf. Hastig schrubbe ich die verbliebenen Flecken, die von dem alten, teils modrigen Holz nur schwer wegzubekommen sind. Mein Dienst müsste bald zu Ende sein.

»Geht es nicht mit etwas mehr Tempo?«, fragt Himari, eine der Erzieherinnen des Heimes, spöttisch und zieht eine ihrer dünnen Augenbrauen nach oben. Aus grauen, kalten Augen blickt sie mich an, unverwandt, distanziert, arrogant.

Mein Griff um den Schwamm verkrampft sich, während ich versuche den Fleck abzuwischen. Eigentlich wäre es nicht meine Aufgabe gewesen. Eiko, einem Mädchen unter meinem Jahrgang, wurde dieser Tisch zugeteilt. Gemeinsam mit ihr, ihrer Schwester Ayame, einem Mädchen meines Alters und

einigen anderen Kindern wurde ich zum Putzdienst eingetragen. Mein Herzschlag beschleunigt sich, als ich meinen Blick auf die Erzieherin richte, die meinem panischen Blick jedoch sofort ausweicht und schnaubt. Ein Zeichen, dass ich weiter, schneller machen soll als in meinem aktuellen Tempo. Die Zeit rinnt mir durch die Finger, wie der Sand durch die Uhr.

Doch würde ich erklären, dass dieser Fehler nicht meine Schuld war, dass nicht ich es war, die diesen Teil übersehen hat, so würde sie mir unter keinen Umständen Glauben schenken. Außerdem kann ich es noch schaffen, es ist noch nicht zu spät.

Ein Lächeln bildet sich auf meinen Lippen, als ich betrachte, wie der Fleck schwächer wird.

»Wenn dir so etwas das nächste Mal erneut passieren sollte, kennst du die Folgen.« Böseartig mustert Himari mich, wobei sie mich an eine Straßenzkatze erinnert. Mit ihrem dunklen Haar, um dessen Pflege sie sich kaum kümmert, ihrem braunen Gewand und ihrer Stimme, die an ein bedrohliches Fauchen erinnert. Ich schlucke, ehe ich fortfahre.

Seit ich denken kann, hasse ich diesen Ort. Ich habe keine Familie, hatte nie eine, anders als Eiko und Ayame, die das Glück haben, sich gegenseitig Schwestern nennen zu können. Aus diesem Grund hat Ayame keine Sekunde gezögert, mit blankem Finger auf mich zu zeigen, als Himari fragte, wer es wagte, die Stelle vergessen zu haben. Ich bin nicht wütend, auch nicht überrascht, rein gar nichts von alledem. Denn wäre ich in ihrer Lage gewesen, hätte ich genauso gehandelt.

Erleichtert atme ich aus, als ich den Schwamm hebe und der hartnäckige Fleck fort ist, als wäre er niemals da gewesen. Mein Puls beruhigt sich, ehe ich mir mit der Hand über die Stirn fahre und einige

Schweißtropfen wegwische. Gerade so habe ich es noch geschafft. Mit einer hochgezogenen Augenbraue mustert Himari mich abfällig. Manchmal glaube ich, sie gehört zu den Menschen im Heim, die Kinder am meisten hassen.

»Du darfst gehen. Sieh zu, dass du deine Arbeit nächstes Mal ordentlich erledigst.«

»Natürlich«, erwidere ich, verbeuge mich knapp, lege den Schwamm vorsichtig in den Eimer und hebe diesen auf, ehe ich die Halle verlasse. Ich presse ihn an mich, aus Angst Wasser verschütten zu können. Nicht vor Himaris strengem, erbarmungslosem Blick. Der Eimer ist schwer und doch ist es nichts, was ich nicht aushalten kann. Mit meiner ganzen Kraft halte ich ihn einhändig, während ich mit der anderen Hand die Tür öffne. Eilig laufe ich die steinernen Treppenstufen hinunter, wo ich den Schwamm in meine Hand nehme und den Inhalt des Holzheimers auf der Erde ausschütte. Kurz verweile ich, atme frische Luft ein und spüre den kühlen Wind auf der Haut. Obwohl es alles andere als warm ist, genieße ich diesen kurzen Moment, ehe ich beschließe, dass alles Gute zum Ende kommen muss. Ich seufze, ehe ich den nassen Schwamm ausdrücke, ihn zurück in den Eimer lege und diesen im Heim unter den hölzernen Treppenstufen, die zu den Zimmern führen, abstelle. Kurz betrachte ich meine roten, vom Wasser verschrumpelten Hände, mache mich dann jedoch auf den Weg in mein Zimmer, bevor die Abendglocke schlägt. Gerade sollten alle in ihrem Zimmer sein und so bin es nur ich und einige wenige, die wie ich noch etwas zu erledigen hatten, die sich in den Fluren und Gängen des Heims befinden. Ein Stockwerk laufe ich nach oben, ehe ich in den hinteren Gang eile, in das letzte Zimmer, und die Tür fest hinter mir schließe. Dort angekommen, betrachte ich meine weiße Bluse,

die etwas verdreht ist, und streiche mir mit meinen Fingern durch mein Haar, ehe ich nach einem Holzkamm greife, der sich auf dem Tisch befindet. Das Zimmer ist eher schlicht eingerichtet, doch was braucht jemand wie ich schon großartig zum Leben?

Das wichtigste ist im Grunde ein Dach über dem Kopf, sowie Nahrung, und all das wird mir zur Verfügung gestellt. Was will ich denn mehr, man könnte meinen, ich hätte eigentlich alles.

Nun ja, alles, bis auf richtige Freunde vielleicht ... oder das Gefühl, zu irgendetwas oder irgendjemandem dazuzugehören.

Etwas traurig fällt mein Blick in den Spiegel vor dem Tisch, während ich mit dem Kamm behutsam durch mein etwa hüftlanges, pechschwarzes Haar streiche. Aus dem Spiegel starren mich meine Augen wie funkelnde Kristalle an.

Sie sind gefärbt in den verschiedensten Tönen von Blau, doch auch wenn ein anderer vielleicht glücklich wäre, solche Augen zu besitzen, so ist bei mir das Gegenteil der Fall.

Sie sind der Grund, weshalb ich auf viele Menschen kurios wirke und deshalb größtenteils gemieden werde. Da sie mich besonders auffallen lassen und ich keine Freunde im Heim habe, bin meistens ich es, die zu Sonderarbeiten gezwungen wird und der die Fehler anderer in die Schuhe geschoben werden.

»Du bist ein Außenseiter, der nie richtig dazu gehören wird. Kein Wunder, dass deine Eltern dich nicht wollten.«

Das war es, was jemand einst zu mir sagte, und noch immer sitzen seine Worte so tief in meinem Herzen, dass sie mich oftmals zu zerreißen scheinen, wann immer ich in den Spiegel blicke. Erneut richte ich meine Augen auf mein Spiegelbild und streiche

mir mit meinen Händen eine Strähne aus meinem blassen Gesicht.

Doch ehe ich weiter in meinen Gedanken schwelgen kann, fällt mir wieder ein, wie viel Zeit die Sonderarbeit sowie die Moralansprache über Pflichtgefühl und Verantwortung, die ich von Himari erhielt, in Anspruch genommen hat. Um nicht noch einen weiteren Fehler auf mich zu nehmen oder es gar zu wagen zu spät zu kommen, blicke ich auf die tickende Uhr.

Im Heim sind die Zeiten strikt eingeteilt, wann man isst, wann man Freizeit hat, wann man lernen muss, aufsteht, schläft und so weiter. Wenn man so etwas zum ersten Mal hört, klingt es vielleicht anstrengend oder sogar schlecht, doch gewöhnt man sich daran, wenn man sein ganzes Leben bereits an sie gebunden ist.

Alles, was ich habe, ist das Heim, und das Einzige, was ich als mein wahrhaftiges Eigentum bezeichnen kann, ist meine eigene Seele.

Es wäre schön Menschen zu haben, die für einen da sind, die man vielleicht sogar als so etwas wie eine Familie bezeichnen könnte, jedoch habe ich diesen Gedanken bereits vor langer Zeit verworfen.

Hastig greife ich nach einer sauberen, weißen Bluse im Schrank, tausche sie durch meine aktuelle aus und knöpfe die vielen Knöpfe zu. Dann streife ich die grauen Hausschuhe über meine Füße und richte den dunklen Rock. Es ist üblich, dass die Kinder und Jugendliche des Heimes einer strikten Kleidungsordnung unterliegen. Ich besitze nicht mehr als die Sachen, die sie mir sowie jedem anderen Kind geben. Dazu kommt, dass die Erzieher sowie die Menschen im Dorf uns auf diese Art und Weise direkt identifizieren können.

Vom Aufbau her ähnelt das Haus einer kleinen

Schule, mit vielen Gängen, unseren Zimmern, sowie den Gemeinschaftsräumen, der Küche und dem großen Speisesaal. Mein Zimmer ist das letzte des breiten Ganges, im zweiten Stockwerk.

Als eine der wenigen hier muss ich es mir mit keinem teilen, wobei ich mich immer wieder frage, ob ich es eher als Privileg oder Ausgrenzung auffassen soll. Bis heute habe ich noch keine wirkliche Antwort darauf gefunden, doch muss ich zugeben, dass es in vielerlei Hinsichten tatsächlich ein großer Vorteil ist.

Schließlich laufe ich weiter durch den Gang zum Speisesaal, wobei meine Schritte ein Knirschen auf dem alten, dunklen Dielenboden hinterlassen.

Einige Kinder stehen bereits am Rande der Treppe. Mit höhnischen Blicken betrachten sie mich und tuscheln, wie jeden Tag. Ich schaue weg, ignoriere sie, mein Herz gefüllt mit Apathie. Mit all dem habe ich mich schon vor langem abgefunden. Schnell laufe ich an ihnen vorbei und eile die Treppenstufen hinunter in den Speisesaal.

Auch der Flur wird nur von wenigen Lichtern beleuchtet und taucht die Einrichtung somit in einen düsteren Schatten. Eine der wenigen, wesentlichen Lichtquellen sind die großen offenen Fenster, jedoch nützen sie bei einem solchen Wetter nicht wirklich viel und so wirkt der Ort nun so, wie es der Realität entspricht. Düster, kalt und für den einen oder anderen unglaublich einsam. Adjektive, die meine Sicht auf das Heim perfekt beschreiben würden. An einem solchen Ort scheint nicht oft die Sonne in das Haus und zaubert, wie man so schön sagt, den Leuten ein Lächeln ins Gesicht.

Nein, denn an diesem Ort haben wir alle eine wesentliche Eigenschaft gemeinsam, die schnell und verständlich erklärt, wieso wir hier sind.

Wir alle haben keine oder eine kaputte Familie.

Wir sind die Verstoßenen, die Verlassenen oder die Verbliebenen und egal wie viele Leute uns im Heim umgeben, egal wie sehr wir versuchen uns mit der Tatsache abzufinden, so bleibt sie stets ein Teil von uns. *Die Einsamkeit. Die unendliche, tiefe Einsamkeit, die ein Loch in unserem Herzen bildet. Ich frage mich manchmal, ob es jemals gefüllt werden kann.*

Tief in unserem Inneren haben die meisten von uns den Wunsch nach Geborgenheit und Eltern schon lange verworfen. Aber so düster dieser Ort auch ist, so furchtbar und dunkel, so versuche ich trotzdem das Beste daraus zu machen. Ich lächle viel, bin freundlich zu dem im Heim arbeitenden Personal und helfe ab und zu auch freiwillig, außerhalb meiner Zeiten im Haushalt mit, schließlich habe ich sonst nichts anderes zu tun.

Gelassen laufe ich durch den dunklen Flur in den großen, ebenfalls nur spärlich beleuchteten Speisesaal. Einige der Kinder, Jugendlichen und Erzieher sitzen bereits an einem der drei großen Tische auf ihrem festgelegten Platz. Darunter auch Himari. Kurz treffen sich unsere Blicke, woraufhin ich jedoch sofort wegschaue.

Wie immer setze ich mich auf meinen üblichen Stuhl in der Ecke des an der Wand stehenden, links platzierten Tisches. Das Abendessen ist bereits angerichtet. Wie fast jeden Tag, gibt es eine einfache Schüssel mit oftmals verkochtem Reis.

Die Tische sind nach dem Alter aufgeteilt, ganz rechts sitzen die Jüngsten von uns, im Alter von ein bis sechs Jahren, in der Mitte die Sieben- bis Dreizehnjährigen, die den größten Anteil des Hauses ausmachen und links an meinem Tisch die Vierzehn- bis Siebzehnjährigen. Weiter geht es nicht.

Mit achtzehn wird man rausgeschmissen und einfach so sich selbst überlassen. Die Jugendlichen

müssen sich allein auf der Straße durchkämpfen und zuschauen, wie sie ihre eigenen Münzen verdienen. Da wir dann nicht mehr minderjährig sind, hält man es nicht für notwendig, uns weiter zu unterstützen, und was aus den jungen Erwachsenen wird, interessiert niemanden. Während ich meinen Reis esse, fällt mein Blick auf Ayame. Ruhig sitzt sie da, ihr langes Haar in einen eleganten Zopf gebunden, während ihr Blick immer wieder zu ihrer kleinen Schwester huscht. Neben ihr sitzt Touma, die beiden scheinen unzerstrennlich. Immer sieht man sie beieinander. Ayame ist besonders hübsch und so wundert es mich nicht, dass sie ein hohes Ansehen genießt. Tatsächlich scheint sie ihre Familie hier gefunden zu haben.

Sie sprechen nur leise, da es nicht gestattet ist, allzu laut während dem Essen zu sprechen. Wie ich, sind auch die beiden sechzehn Jahre alt und haben somit nicht mehr allzu viel Zeit bis zu ihrem achtzehnten Geburtstag. Wenn ich mich nicht irre, sollte Toumas siebzehnter bereits anstehen.

Wie in normalen Schulen bekommen wir ein Schreiben über unsere Kompetenzen. Es ist das Einzige, was sie uns mitgeben, bevor sie uns hinauswerfen.

Doch was nützt es einem, wenn man weder ein Dach über dem Kopf, noch einen Platz zum Schlafen hat?

Klassenzimmer wurden eingerichtet und unsere Lehrer sind die Erzieherinnen, die uns all ihr Wissen vermitteln und dieses schließlich in Tests abfragen.

Um besonders hohe Leistungen zu erzielen, strenge ich mich sehr an und schneide somit auch gut ab. Nichtsdestotrotz plagt mich jeden Tag die Angst, wie schon so viele vor mir, elendig auf der Straße zu verenden.

Einige standen tagelang vor den Türen, sie

schrien, klopfen und weinten bitterlich. Von den wenigen Leuten im Dorf bekommen wir keinen Rückhalt, nur verächtliche Blicke.

Es ist, als hätte man uns zum Tode verurteilt, vor allem im Winter, wenn die Nächte eiskalt sind.

Der Anblick ist unerträglich, vor allem, weil ich in zwei Jahren die Nächste sein könnte, die so endet, wenn ich mich nicht genug anstrengende.

Die, die zu den Besten der Besten gehören, bekommen teilweise Anfragen von Gelehrten aus der Stadt oder den Tempeln und schaffen es so, der Straße von vornherein zu entgehen. So hoffe ich Tag für Tag, dass es auch mir irgendwann gelingt, einen dieser begehrten Plätze zu ergattern. Leise flüstern die Kinder an meinem Tisch. Auch mein Name fällt, aus Ayames Mund. Sofort richten sich Hinas Mundwinkel nach oben, eine Freundin Ayames, die gegenüber von ihr sitzt. Doch muss sie ihr Lachen wohl aufgrund der Ordnung unterdrücken. Worüber sie gesprochen haben, bekam ich nicht mit, was vielleicht auch besser so ist.

Ich seufze, richte mich mit dem schmutzigen Geschirr in der Hand auf und quetsche meinen Körper durch den engen Durchgang zwischen Wand und Bank hinein in die Küche, Hinas arroganten, auf mich gerichteten Blick ignorierend.

Der Grund, wieso ich immer früher komme. Es ist sonst zu laut und überfüllt.

Gründlich schrubbe ich den Teller, ehe ich ihn mit einem danebenliegenden Handtuch abtrockne. Schließlich stelle ich ihn auf die Ablage und verlasse die Küche durch den, in ein Gemeinschaftszimmer führenden, Hinterausgang.

Vorsichtig öffne ich die Tür und gelange in den Gemeinschaftsraum. Es ist das einzige Zimmer, das wirklich gemütlich wirkt. Ein Feuer ist im Ofen ange-

zündet und kleine, weinrote Sofas sind in den Ecken des Raumes platziert.

Auf einem davon sitzt der einzige Mensch hier, mit dem ich wirklich rede. Wir sind keine Freunde, nein, höchstens Bekannte. Sagen wir einfach, weder ich noch er werden hier richtig akzeptiert, doch ist das bei ihm eher sein eigener Verdienst. Er ist nur eineinhalb Jahre älter als ich und somit kurz vor seinem achtzehnten Lebensjahr und seine Noten sehen wirklich alles andere als gut aus.

Er wird auf der Straße landen und das weiß er ganz genau, doch macht es ihm nichts aus. Seine Beine hat er verschränkt und sein kurzes dunkelblondes Haar fällt ihm unordentlich in sein Gesicht. Aus grauen Augen starrt er mich an, seinen Mund zu einem knappen Lächeln verzogen und in seiner Hand eine leuchtende Kippe haltend. Es ist ein Anblick, wie ich ihn von ihm schon lange gewohnt bin.

Das Fenster steht weit offen und es weht frische, kalte Regenluft hinein. Er hat es aufgemacht, um den Geruch zu verbergen, wissend, dass er sich mit dem Rauchen, einem großen Risiko aussetzt.

Zigaretten und Alkohol sind hier strengstens verboten, schon häufig hat er sich damit in Gefahr gebracht, doch scheint er wohl nie daraus zu lernen.

»Sam, du weißt was passiert, wenn sie das herausfinden«, warne ich ihn, trotz meines Wissens, dass dies nur wenig bringen wird.

Leise lacht er, zieht an der Zigarette. Sofort füllt der Gestank den gesamten Raum und nur schwer kann ich ein Husten unterdrücken.

»Sollen sie nur, die meiste Zeit ist hier eh niemand. Wenn sie mich wieder bestrafen wollen, dann kommen sie schon von selbst«, erwidert er rau, ehe er die Kippe am sowieso schon kaputten Stoff des roten Sofas löscht und laut hustet.

Er hat recht. Schon häufig wurde er aufgrund seines Verhaltens in die dunklen, Kerkern ähnelnden Kellerräume des Heimes eingesperrt. Auch ich war bereits dort und doch konnte ich jedes Mal das Schlimmste verhindern, indem ich meinen Willen zurückschraubte, meinen Mund zuhielt und mich den Regeln hingab. Sam jedoch kam jedes Mal verwundet zurück. Keiner darf oder will darüber reden, was geschehen ist, und so weiß auch ich nur wenig darüber.

Er hat sich und sein Leben schon vor langer Zeit aufgegeben. »Die Strafen sind für mich ein Zeichen, noch am Leben zu sein!«, so sagte er mir einst. Genauso wie die Zigaretten und der Alkohol, den er häufig hier reinschmuggelt. Wie, wird mir wohl auf ewig ein Geheimnis bleiben.

Um nicht zu stark nach Rauch zu riechen, setze ich mich auf ein Sofa weiter weg von ihm, während das Feuer meine kalte Haut wärmt. Kurz schließe ich die Augen und stelle mir vor, wie es wäre, wenn das hier ein Zuhause wäre, mit einer richtigen Familie, liebenden Eltern, vielleicht sogar Geschwistern. Ein Ort, an dem ich mich erholen und wohl fühlen kann, an dem ich geschützt und geborgen bin. Jedoch verwerfe ich den Gedanken schnell wieder, an so etwas denkt man hier nicht.

Leise seufze ich, öffne meine Augen und werde so wieder zurück in die Realität gerissen. Kurz schweigen wir beide, auch er scheint das warme Feuer, das er im Ofen angezündet hat, zu genießen. Der nahende Winter macht sich allmählich bemerkbar. Aber das ist wohl nichts Ungewöhnliches für November.

»Hast du gelernt, für morgen?«, frage ich ihn schließlich und durchbreche somit unser Schweigen. Leise lacht er. »Habe ich jemals für einen der Tests gelernt?«

Dumme Frage.

»Hast du keine Angst?«

»Vor was?« Verwirrt zieht er seine dunklen, nicht zu seinem blonden Haar passenden Augenbrauen nach oben.

»Davor, auf der Straße zu landen«, erwidere ich dieses Mal völlig ernst.

»Selbst, wenn ich es hätte, wäre es schon längst zu spät«, antwortet er und lässt sich mit verschränkten Armen auf das Sofa fallen.

Damit hat er recht. In so gut wie jedem Fach steht er auf nichts Besserem als ungenügend. Selbst wenn er sich jetzt noch anstrengt, wäre es bereits zu spät und sein achtzehnter Geburtstag rückt näher und näher. Noch genau einen Monat, schätze ich. Da die Erzieher nicht wissen, an welchem Tag wir genau geboren wurden, wurde uns als Geburtstag das Datum zugeteilt, an dem wir ins Heim gebracht wurden, meines ist der 3. Januar und wenn ich mich nicht irre, so müsste Sams Datum der 9. Dezember sein. Also hat er tatsächlich nur noch einen Monat. Dabei ist es ganz unabhängig, ob das Schuljahr bereits zu Ende ist. Die Leistungen und Kompetenzen, die er bis dahin eingebracht hat, werden gewertet.

Traurig beiße ich mir auf die Lippe, um ihm nicht zu zeigen, wie nahe mir das geht. Obwohl wir uns gegenseitig nie als Freunde bezeichnen, ist er der Einzige hier, mit dem ich tagtäglich wirklich spreche. Zwar fühle ich mich des Öfteren allein, doch ist er immer eine kleine Hilfe in dieser schweren Zeit. Das wird mir fehlen, wenn er weggehen wird, vor allem, weil mir klar ist, dass ich ihn nie wieder sehen werde.

»Weinst du?«, fragt er plötzlich etwas verwirrt.

»Nein!«, rufe ich sofort. *Wie kann er so etwas immer bemerken?* Erneut lacht er leise. »Du musst dir

keine Sorgen machen, Miyu. Du bist schlau, der Platz bei den Mönchen ist dir so gut wie sicher.«

Und du? Willst du wirklich auf der Straße sterben? Ich nicke nur leicht, da ich mich nicht traue, diese Angst laut auszusprechen. Plötzlich höre ich das Geräusch von fließendem Wasser sowie klirrendem Geschirr aus der Küche, was darauf hindeutet, dass die meisten wohl gerade fertig geworden sind. Ein letztes Mal spüre ich die Wärme des lodernden Feuers, ehe ich mich aufrichte und in Richtung Tür laufe. Doch als meine Hand gerade auf der warmen Türklinke liegt, bereit diese hinunterzuziehen, werde ich unterbrochen.

»Miyu«, sagt Sam plötzlich, woraufhin ich mich abrupt umdrehe. »Danke.«

Danke? »Für was?«, frage ich irritiert. Er antwortet nicht, stattdessen schenkt er mir nur ein leichtes Lächeln, woraufhin ich verwirrt eine Augenbraue hochziehe. Schon häufig hat er mir mit solchen Aussagen Angst gemacht. Angst, dass er sich das Leben nehmen könnte, doch glücklicherweise ist nie etwas passiert. Nichtsdestotrotz bleibt diese Furcht bestehen, auch wenn ich weiß, dass ich ihn auch morgen wieder an genau demselben Ort treffen werde, mit einer Zigarette in der Hand, auf genau demselben Sofa.

Mit diesem Gedanken schließe ich die Tür und laufe die knarrenden Treppenstufen nach oben in mein Zimmer, um alles für den anstehenden Test morgen zu wiederholen. Auf meinem Weg in mein Zimmer begegne ich Touma und Akito, die sich gemeinsam mit Hina und Ayame über den anstehenden Test morgen unterhalten. So viel ich mitkomme, versuchen sie den Stoff zu wiederholen und Lücken zu schließen, und ich laufe lediglich schwei-

gend an ihnen vorbei. Ich weiß, dass ich dort nicht dazugehöre.

Hastig laufe ich an ihnen vorbei in das letzte Zimmer des Flures und verschließe die Tür hinter mir. Draußen scheint es noch immer zu regnen und die Tropfen führen ihr Wettrennen fort, als ich mich an meinen kleinen Holztisch setze. Der Test wird nicht einfach, es geht um die Machtgeschichte des Kaisers von Chimari. Um irgendwo angenommen zu werden, ist es Pflicht, dass man die Geschichten und Sitten unserer vier großen Städte kennt. Doch hat man im Jahr zuvor gut gelernt und im Unterricht aufgepasst, müsste es eigentlich kein Problem sein.

Einige Male lese ich mir all die Namen durch, um sie mir besser einzuprägen, ehe sie alle wieder in meinem Kopf gespeichert sind. *Chimari, auch die Stadt der Drachen genannt. Der aktuelle Kaiser ist Kouma Naoke. Seit Jahrhunderten regiert sein Clan über die Stadt und sorgt für ihren Reichtum und ihre Schönheit.* Zufrieden lächele ich, als all mein Wissen langsam zusammenkommt, und beschließe, dass ich den Test morgen mit Bravour bestehen werde.

Schnell ziehe ich mich um, schalte das Licht aus und lege mich in das harte Bett. Ich sollte ausgeschlafen sein für morgen, schließlich möchte ich nicht so enden wie jene, die auf der Straße ausgesetzt werden.